

Prof. Dr. Alfred Toth

Thetische Einführung oder Interpretation kenomischer Matrizen?

1. Die Peircesche Semiotik beginnt in der Version von Max Bense im 1. Kapitel seines ersten semiotischen Buches (Bense 1967, S. 9) wie folgt:

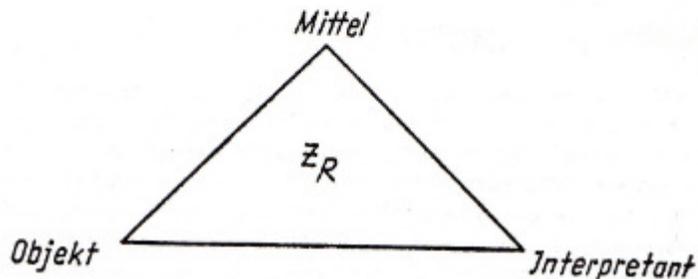
Abstrakte Semiotik

Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird und nur was zum Zeichen erklärt wird.

Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden.

Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt.

Die Zuordnung, die mit einem zum Zeichen erklärten Etwas gegeben wird, ist triadisch: das Etwas ist als „Mittel“ einem „Objekt“ für einen „Interpretanten“ zugeordnet. Wir sprechen daher von der „triadischen Zeichenrelation“.



D.h. die klassische, monokontexturale Semiotik geht aus von einem Prozess (Ω stehe für Objekt)

$\Omega \rightarrow ZR$,

der im Anschluss an Fichte auf „thetische Einführung“ genannt und von Bense wie folgt begründet wird:

Einführung des Zeichens. Darunter wird die Tatsache verstanden, daß ein →Zeichen nicht wie ein Naturobjekt gegeben ist, sondern durch ein Bewußtsein „eingeführt“ wird. Diese Einführung kann als „Setzung“, als „Erklärung“, als „Selektion“ verstanden werden. Ein Zeichen ist also nur als „thetisches“ Etwas zu verstehen; es hat grundsätzlich „thetischen Charakter“, und dementsprechend ist jede →Zeichenthematik, jeder →Zeichenprozeß primär thetischer Natur; sie thematisieren oder generieren letztlich nicht faktische objektive Objekte, sondern künstliche Metaobjekte (die sich im Sinne der →triadischen Relation) auf faktische Objekte beziehen. Bs
Literatur: M. Bense, Zeichen und Design, Baden-Baden 1971.

2. Obwohl das sehr einleuchtend klingt: Ich nehme z.B. ein Objekt, genannt „Taschentuch“, verknote („verfremde“) es und verwende es als Zeichen dafür, dass ich morgen früh meine Tochter vom Kindergarten abholen soll. Oder ich male ein bestimmtes Objekt „Kreidenstrich“ an die Wandtafel, damit er als Zeichen für den Buchstaben oder Laut „A“ stehe, usw. Dennoch gibt es hier mindestens zwei gravierende Probleme:

2.1. Erstens wird mit Hilfe der thetischen Einführung die Welt der Objekte durch ihre Zeichen genannten Spiegelbilder verdoppelt. Das eigentliche Problem ist, dass die den Objekten zugeordneten Metaobjekte ja immer noch die ursprünglichen Objekte sind, nur dass sie nach erfolgter Semiose eine doppelte Funktion ausüben (ich kann immer noch meine Nase ins verknotete Taschentuch schneuzen), d.h. trotz der Verdoppelung der Objekte existieren sie immer noch nur einmal. Es gibt also nicht zwei Existenzen, sondern zwei Essenzen, indem das gleiche Objekt einmal als Objekt und einmal als Substitut für Anderes interpretiert wird. Nur ist dieses Andere nicht das Andere dieses Objektes, sondern von etwas Anderem, das jedoch nicht einmal zu existieren braucht, wenn man z.B. an die Gestalten der Märchen, Sagen und Legenden denkt. Das Zeichen bedient sich also irgendeines beliebigen Objektes, um für etwas Drittes zu stehen. Dieser Vorgang ist jedoch weniger metaphysisch als mystisch, der thetische Introdutor gleicht einem Magier mit Zauberstab, der ein Objekt nicht nur zum Zeichen erklärt, sondern es vielmehr in ein Zeichen verwandelt.

2.2. Zweitens muss man, was noch gravierender ist, den ganzen Transformationsprozess $\Omega \rightarrow ZR$ anzweifeln, und zwar weil sich die Frage erhebt, wo denn in der Peirceschen Semiotik überhaupt Platz für Objekte ist. Das von Peirce nach 2.1. thetisch eingeführte Zeichen ist zu seinem Objekt transzendent, so wie das vorgegebene Objekt zum nicht-vorgegebenen Zeichen transzendent ist. Nun ist aber die Peircesche Semiotik, wie Gfesser (1990, S. 133) zutreffend feststellte, „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“. Somit kann es in der Peirceschen Semiotik Objekte nur als durch Zeichen vermittelte, d.h. als Objekt-Bezüge geben. In einer solchen Pansemiotik gibt es folglich auch keine Ontologie, es sei denn, sie sei aus den ebenfalls zeichenvermittelten Realitätsthematiken rekonstruierbar.

3. Wenn wir die radikalen Konsequenzen dieser Kritik ziehen, sind wir gezwungen, die Idee einer thetischen Einführung von Zeichen aufzugeben. Wir werden vielmehr in eine hermetisch abgeschlossene Zeichenwelt hineingeboren, aus der es kein Entrinnen gibt. Das Merkwürdigste an unserer ganzen Geschichte ist allerdings, dass Bense dies (und schon sehr früh) gewusst hat. In der „Theorie Kafkas“ liest man: „Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität“ (1952, S. 80). Einige Seiten später bringt es Bense mit seinem Bonmot von der „Eschatologie der Hoffnungslosigkeit“ der Zeichenwelt Kafkas, in der eine Hoffnung ohne Theodizee herrsche wie in der Peirceschen Semiotik, auf den Punkt (1952, S. 100). Damit stellt sich nun allerdings die Frage, woher Zeichen kommen, wenn sie nicht mystische Projektion auf nicht-existente Objekte sind. Die vielversprechendste Antwort findet man in Thomas Mahlers unter der Supervision des bedeutenden Logikers und Mathematikers Rudolf Kaehr erarbeiteten „Morphogrammatik“ (1993), einem eigentlichen Highlight der modernen Logik, Mathematik, Ontologie und Erkenntnistheorie:

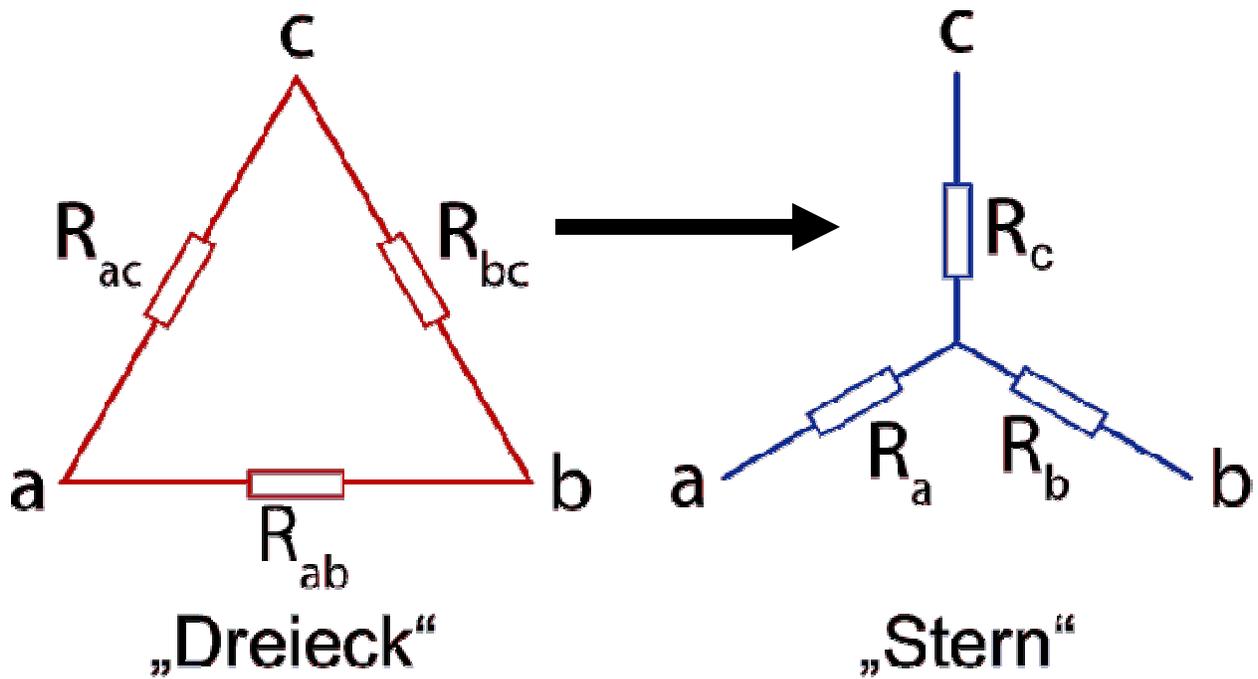
Die Kenogramme der Kenogrammatik sind als Leerstellen (als Orte) intendiert, an denen semiotische Zeichenprozesse eingeschrieben werden können. In der Kenogrammatik existiert also eine fundamentale Differenz zwischen Ort und Zeichen (und nicht wie in der Semiotik eine Ineinssetzung). Somit ist in der Kenogrammatik die Orthaftigkeit von Zeichenprozessen notierbar.

Die Kenogrammatik geht historisch und konstruktiv aus der Semiotik hervor, kenogramatische Strukturen werden zunächst als Abstraktionen semiotischer Zeichenreihen definiert (*Kenosis*). Da die semiotischen Gesetzmäßigkeiten für die kenogramatischen Strukturen aber nicht mehr gelten, können sie nicht als abgeleitete semiotische Konstrukte betrachtet werden. Vielmehr erweisen sich Zeichen vom erweiterten Standpunkt der Kenogrammatik als Reduktionen oder Kristallisationen von Kenogrammen. Die Semiotik kann Zeichen nur als aus einem schon gegebenen Alphabet stammend voraussetzen, den semiotischen Zeichen ist aber die Semiose, der Prozeß der Zeichengenerierung selbst vorgeordnet. Die Kenogrammatik, insofern sie den Prozeß der Semiose notierbar macht, muß also der Semiotik systematisch vorgeordnet werden, da sie diese überhaupt ermöglicht.

Noch etwas radikaler formuliert, bedeutet das für die Semiotik: Anstatt wie bei Peirce und Bense von vorgegebenen, gegenständlichen Objekten auszugehen, die durch ein Subjekt zum Zeichen erklärt werden, begeben wir uns auf die tiefste Ebene der Meontologie (auch diese ist bei Bense 1952, S. 80 mit Anm. 72 auf expliziten Verweis auf Günther und dessen damals noch unpublizierte einschlägige Arbeiten), also dorthin, wo es noch keine Scheidung zwischen Subjekt und Objekt gibt, sondern nur Leerstellen, d.h. Orte, wo z.B. die Werte der Logik oder der Semiotik oder die Zahlen der Mathematik eingeschrieben werden können. Ob wir also einen logischen, mathematischen oder semiotischen Ausdruck bekommen, hängt dann von der Interpretation der kenomischen Matrix ab, welche die thetische Einführung ablöst. Damit können wir problemlos den Weg von der Keno-Ebene zum Zeichen als Semiose und den umgekehrten Weg vom Zeichen zur Keno-Ebene im Sinne von Mahler und Kaehr (1993) als Kenose definieren.

Zum Verständnis des folgenden Modells sei noch vorausgeschickt, dass ich in Toth (2011) den Vorschlag gemacht habe, als geortetes Zeichenmodell den auch von Peirce nach Brunning (1987) zuerst verwendeten Stern zu benutzen und die anschliessende Monokontexturalisierung des Zeichenmodells als konverse Stern-Dreicks-Transformation zu beschreiben. Der Stern enthält im

Gegensatz zum Dreicksmodell einen inneren Punkt, durch den die drei Hauptmorphismen des triadischen Zeichens verlaufen müssen:



Sei $a = M$, $b = 0$, $c = I$, dann gilt:

$$ab = a \rightarrow b := (M \rightarrow 0) = \alpha$$

$$bc = b \rightarrow c := (0 \rightarrow I) = \beta$$

$$ca = c \rightarrow a := (I \rightarrow M) = \alpha^\circ \beta^\circ$$

Nach der Transformation haben wir also:

$$(M \rightarrow 0) = \alpha = (a \rightarrow Q) \circ (Q \rightarrow b)$$

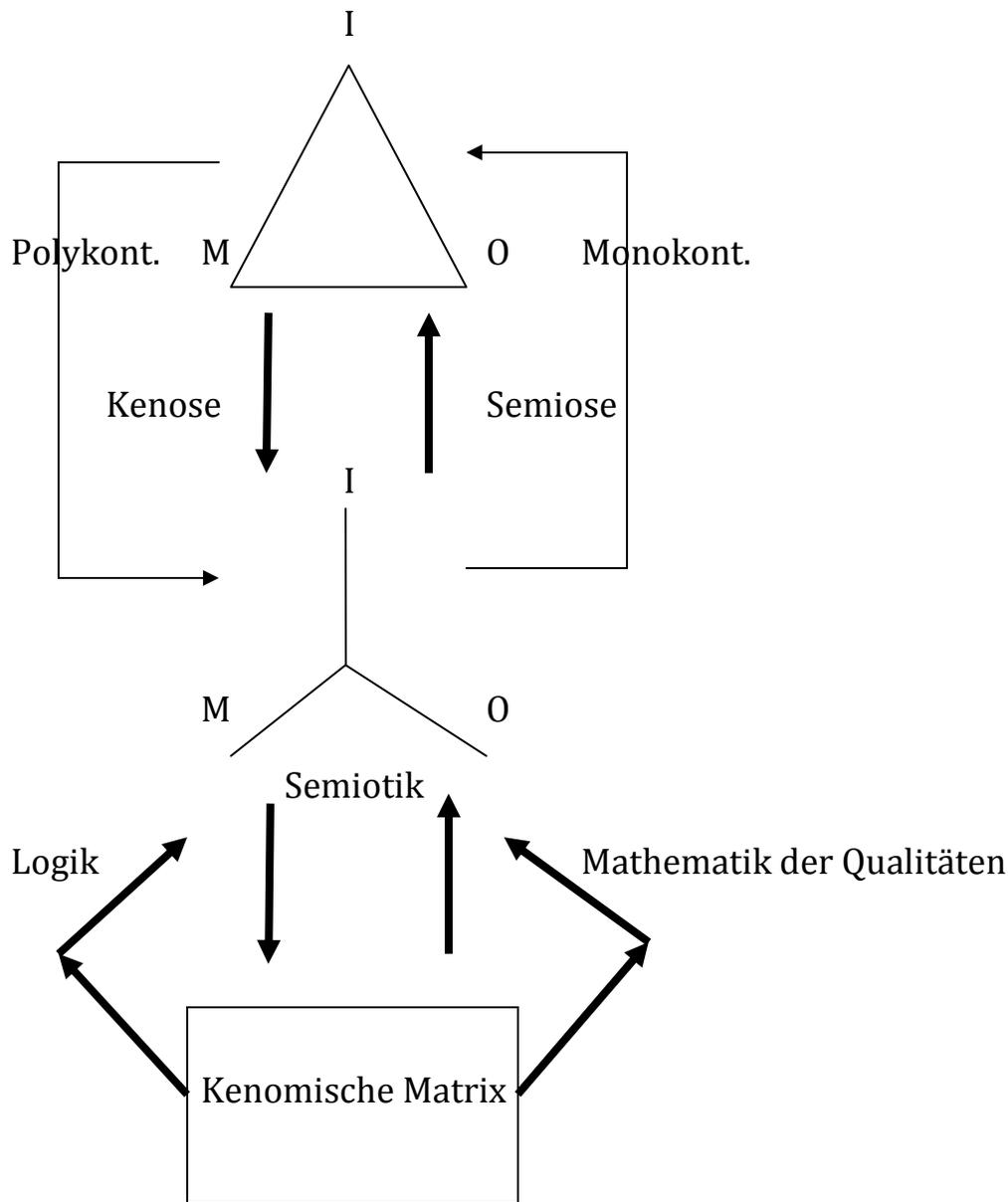
$$(0 \rightarrow I) = \beta = (b \rightarrow Q) \circ (Q \rightarrow c)$$

$$(I \rightarrow M) = \alpha^\circ \beta^\circ = (c \rightarrow Q) \circ (Q \rightarrow a)$$

Die Morphismen werden somit in Q geortet, indem ihnen dort Kontexturen zugeschrieben werden (Polykontexturalisierung), bei umgekehrter Transformation verlieren sie diese bzw. werden alle in eine einzige Kontextur

gesetzt (Monokontextualisierung). Mathematisch hat die Stern-Dreiecks-Transformation vor allem den Vorteil, dass man ohne topologische Faserungen auskommt, wie sie noch Kronthaler (1986) annehmen musste.

Nach den Ausführungen in diesem Aufsatz schlage ich als vor, die thetische Einführung von Zeichen als Semiose/Kenose-Modell wie folgt zu skizzieren:



Bibliographie

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Brunning, Jacqueline, Genuine Triads and Teridentity. In: Houser, Nathan/Roberts, Don D./Van Evra, James, Studies in the Logic of Charles Sanders Peirce. Bloomington 1997, S. 252-263

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt 1986

Mahler, Thomas/Kaehr, Rudolf, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993

Toth, Alfred, Stern, Dreieck und die 4. Kategorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

29.1.2011